

1.5

Partizipative Forschung

Hella von Unger

1 Einleitung¹

„Participatory action research (PAR) is like jazz. It is built upon the notion that knowledge generation is a collaborative process in which each participant's diverse experiences and skills are critical to the outcome of the work. PAR combines theory and practice in cycles of action and reflection that are aimed toward solving concrete community problems while deepening understanding of the broader social, economic, and political forces that shape these issues“ (Brydon-Miller et al. 2011, S. 387).

Wenn Mary Brydon-Miller und Kolleg/innen *partizipative Forschung* mit Jazz vergleichen, heben sie das dynamische Zusammenspiel unterschiedlicher Akteur/innen hervor, die ihre jeweiligen Fähigkeiten und Erfahrungen in einen gemeinsamen, kreativen Schaffensprozess einfließen lassen. Gerade die verschiedenen Stimmen, Expertisen und Beiträge, die nicht immer harmonisch im Gleichklang sein müssen, machen in ihrem Zusammenspiel den besonderen Reiz aus. Jazz ist unkonventionell, voraussetzungs- und ‚cool‘. Auch diese Bedeutungen schwingen in dem Vergleich mit. Um guten Jazz zu spielen, müssen die Musiker/innen sich gegenseitig nicht nur aufmerksam zuhören, sondern ihre jeweiligen Instrumente mit einer gewissen Kunstfertigkeit beherrschen. Auch partizipative Forschung beinhaltet Improvisationen, die – um gelingen zu können – bestimmte Fertigkeiten voraussetzen. Allerdings, und das ist ein besonderes Kennzeichen dieses Forschungsstils, ist der Prozess so gestaltet, dass alle Beteiligten in der Zusammenarbeit ihre Kompetenzen erweitern *können* und *müssen*. Denn das Zusammenspiel bricht mit etablierten Routinen und Konventionen des Wissenschaftsbetriebs, der üblicherweise forschende Funktionen allein für Wissenschaftler/innen vorsieht. In der partizipativen Forschung werden nun auch Forschungssubjekte, die üblicherweise ‚Gegenstand‘ der Forschung sind, in forschender Funktion, d. h. als Co-Forschende und gleichberechtigte Partner/innen, am Forschungsprozess beteiligt.

¹ Ich danke Angela Kühner und Hans Pongratz für anregende Diskussionen und Feedback zu diesem Text sowie Dimitra Kostimpas und Bianca Jansky für editorische Unterstützung.

Diese unkonventionelle Rollen- und Machtverteilung geht mit einem hohen Aufwand einher und kann nur gelingen, wenn die Beteiligten eine bestimmte Haltung einnehmen, die sich durch Offenheit, gegenseitige Wertschätzung, Lernbereitschaft und kritische Selbstreflexivität auszeichnet. Ebenso zentral ist die Verständigung auf gemeinsame Ziele, die für alle Beteiligten von so hoher Relevanz sind, dass sie gerade dann vermögen, Orientierung für Kompromissfindung zu geben und ein *Zusammenspiel* zu ermöglichen, wenn Differenzen und Herausforderungen möglicherweise besonders deutlich zutage treten.

Partizipative Forschung ist nicht immer möglich und auch nicht in jedem Fall (d. h. nicht bei jeder Forschungsfrage oder in jedem Setting) die angemessene Methodenwahl, sondern vor allem dann angezeigt, wenn in dem jeweiligen Forschungsfeld ein dringender Handlungsbedarf besteht und geeignete Partner/innen gefunden werden können.

Partizipative Forschung ähnelt *anderen Forschungsstilen* innerhalb des interpretativen Paradigmas und unterscheidet sich doch in einigen Punkten wesentlich:

- a) in der beschriebenen Beteiligung von Co-Forschenden als gleichberechtigten Partner/innen an allen Phasen des Forschungsprozesses,
- b) in den Lernprozessen, die individuelle und kollektive Stärkungs- und Entwicklungsprozesse ermöglichen, und
- c) in der klar wertebasierten Grundhaltung, die eine doppelte Zielsetzung der Forschung vorsieht.

Ein zyklisches Vorgehen verbindet Handeln (Aktion, Intervention) und Reflexion in einem iterativen Prozess, der im Unterschied zu anderen, normativ enthaltenen Varianten der empirischen Sozialforschung grundsätzlich die doppelte Zielsetzung verfolgt, soziale Wirklichkeit nicht nur verstehen, sondern auch verändern zu wollen. Wissenschaftler/innen und ihre Partner/innen arbeiten gleichberechtigt zusammen, um Lösungen für soziale Probleme zu entwickeln und ein tiefgehendes Verständnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge zu erreichen, die diese hervorbringen.

Partizipative Forschung ist ein „Forschungsstil“ (Bergold/Thomas 2012, Abs. 2), der international weit verbreitet ist und neben ‚Participatory Action Research‘ weitere *Varianten* umfasst, wie z. B. ‚Action Research‘, ‚Action Science‘, ‚Citizen Science‘, ‚Community-Based Participatory Research‘, ‚Collaborative Ethnography‘, ‚Emancipatory Research‘, ‚inklusive Forschung‘, ‚Participatory Inquiry‘, ‚transdisziplinäre Forschung‘, und viele mehr. Die Varianten des Forschungsstils unterscheiden sich u. a. im Hinblick darauf, in welchen Anwendungskontexten sie mit welchen Partner/innen zu welchem Zweck zusammen arbeiten. Auch die disziplinären Verortungen, theoretischen Bezüge und methodischen Verfahren variieren.

- So ist beispielsweise ‚Action Research‘ eine Variante, die häufig in der Erziehungswissenschaft angewendet wird, auch von einzelnen Lehrer/innen zur Verbesserung ihrer Unterrichtspraxis (Altrichter/Posch 2010; Reason/Bradbury 2001).
- ‚Participatory Action Research‘ geht darüber hinaus und beteiligt vor allem marginalisierte Communities mit einer emanzipatorischen Agenda, um auf mehr soziale Gerechtigkeit hin zu wirken (Fals-Borda 2001; Fine/Torre 2008).
- ‚Action Science‘ ist ein Ansatz, bei dem Wissenschaftler/innen insbesondere mit professionellen Praktiker/innen („communities of practice“, z. B. in Organisationen) zusammenarbeiten und einen Fokus auf Theorieentwicklung legen (Argyris/Putnam/Smith 1985; Friedman 2001).
- ‚Citizen Science‘ ist dagegen vor allem in den Naturwissenschaften angesiedelt und bezieht auch individuelle Bürger/innen als Laienforscher/innen mit ein (insbesondere über soziale Netzwerke, wie z. B. bei der Erstellung eines Mückenatlases) (GEWISS 2016).
- ‚Community-basierte partizipative Forschung‘ ist v. a. im Rahmen der partizipativen Gesundheits- und Public Health-Forschung ein weit verbreiteter Ansatz, der darauf abzielt, gesundheitliche Ungleichheit abzubauen (Israel et al. 2003; Minkler/Wallerstein 2003; Wright et al. 2010).
- ‚Collaborative Ethnography‘ ist eine partizipative Variante der ethnografischen Feldforschung und insbesondere in der Anthropologie angesiedelt (Lassiter 2005; Rappaport 2008).
- ‚Emancipatory Research‘ (Oliver 1997) und ‚inklusive Forschung‘ (Buchner/König/Schuppener 2016) sind Ansätze der Disability Studies, bei denen Menschen mit Behinderungen wie beispielsweise Lernbeeinträchtigungen einbezogen werden, um soziale Inklusion, Lebens- und Versorgungsqualitäten zu verbessern.
- ‚Participatory Inquiry‘ (Thesen/Kuzel 1999) versteht sich stärker als Variante der qualitativen Forschung, und
- ‚transdisziplinäre Forschung‘ (Bergmann/Jahn 2008; Dressel et al. 2014) wird unter anderem im Bereich der Klima- und Nachhaltigkeitsforschung verwendet.

Dieser Beitrag befasst sich schwerpunktmäßig mit solchen Ansätzen der partizipativen Forschung, die dem interpretativen Paradigma der Sozialwissenschaften zugeordnet werden können. Während im angloamerikanischen Sprachraum teilweise auch der Begriff ‚Action Research‘ als Oberbegriff verwendet wird (Reason/Bradbury 2001; Reason/Bradbury 2008), schließe ich an Ansätze der deutschsprachigen Diskussion in der qualitativen Forschung an, die den Begriff der ‚partizipativen Forschung‘ als Oberbegriff wählen (Bergold/Thomas 2012; Langer 2009; von Unger 2014). Es werden zunächst wesentliche Merkma-

le des Forschungsstils erläutert, darunter der Stellenwert von Partizipation und die Form der Beteiligung der gesellschaftlichen Akteur/innen als Co-Forscher/-innen, die Befähigungs- und Ermächtigungsprozesse, die im Verlauf des Forschungsprozesses ermöglicht werden sollen, sowie die bereits erwähnte doppelte Zielsetzung, sowohl zu verstehen, als auch zu intervenieren. Im Anschluss gehe ich etwas ausführlicher auf Prozesse der partizipativen Auswertung und Interpretation ein, diskutiere das Verhältnis von partizipativer und qualitativer Forschung und fasse abschließend noch einmal die Stärken und Grenzen des Forschungsstils zusammen.

2 Zum Stellenwert von Partizipation

Der Begriff der ‚Partizipation‘ ist in der partizipativen Forschung in zweifacher Hinsicht von zentraler Bedeutung:

Er bezieht sich zum einen auf *gesellschaftliche Teilhabe* und die übergeordnete normative Agenda partizipativer Ansätze, demokratiefördernd zu wirken und die ökonomische, kulturelle und soziale Teilhabe insbesondere von marginalisierten Gruppen zu befördern. Die Grundlegung des ‚Action Research‘-Ansatzes bei Kurt Lewin (1946) ist ein Plädoyer für eine Sozialwissenschaft, die sich bemüht, über den wissenschaftlichen Fachdiskurs hinaus in die Gesellschaft hinein zu wirken und Lösungen für drängende soziale Probleme (wie z. B. Rassismus und gruppenbezogene Gewalt) zu finden. Die Haltung Lewins war auch von seiner biographischen Erfahrung mit demokratiefeindlichen Entwicklungen geprägt, hatte doch die Machtübernahme der Nationalsozialisten ihn als deutsch-jüdischen Wissenschaftler in den 1930er Jahren in die Emigration gedrängt (Bargal 2006). Auch heute zeichnet sich partizipative Forschung dadurch aus, dass sie als ein *wertebasiertes Unterfangen mit normativen Setzungen* einhergeht: das Streben nach sozialer Gerechtigkeit, die Wahrung von Menschenrechten, die Förderung von Demokratie und andere Wertorientierungen sind treibende Kräfte. Seit den Arbeiten von Lewin vor rund 70 Jahren haben diverse soziale Bewegungen und machtkritische, emanzipatorische Diskurse (wie z. B. feministische und post-kolonialistische Bewegungen, die Anti-Psychiatrie-Bewegung, der Inklusionsdiskurs, die Umweltbewegung, und viele mehr) entscheidend zu der Weiterentwicklung des Ansatzes und der heutigen Vielfalt der Varianten und Begrifflichkeiten (Dick 2011) beigetragen.

Der Begriff der ‚Partizipation‘ bezieht sich also zum einen auf die Normativität und reformerische Intention der partizipativen Forschung. Er ist jedoch nicht nur für die übergeordnete politisch-normative Ausrichtung des Forschungsstils von Bedeutung, sondern zum anderen auch für die *Gestaltung der partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler/innen und ihren Partner/innen*, die nun im Folgenden genauer ausgeführt wird.

3 Beteiligung von Co-Forscher/innen

„Partizipative Forschungsmethoden sind auf die Planung und Durchführung eines Untersuchungsprozesses gemeinsam mit jenen Menschen gerichtet, deren soziale Welt und sinnhaftes Handeln als lebensweltlich situierte Lebens- und Arbeitspraxis untersucht wird“ (Bergold/Thomas 2012, Abs.1).

In der partizipativen Forschung sind Akteur/innen aus den Lebens- und Arbeitswelten, die erforscht werden, auf besondere Weise beteiligt: Sie werden als *Partner/innen und Co-Forschende an allen Phasen des Forschungsprozesses* von der Zielsetzung über die Wahl des Studiendesigns, die Datenerhebung und Datenauswertung bis zur Verwertung gleichberechtigt beteiligt. Es bestehen verschiedene Modelle, die die Form der Beteiligung am Forschungsprozess genauer detaillierten (Chung/Lounsbury 2006) und verschiedene Stufen und Vorstufen von Partizipation definieren (Wright/von Unger/Block 2010c). Entscheidend ist hierbei, dass die Partner/innen als Co-Forschende über ein *Mit-sprache- und ein Mitbestimmungsrecht* verfügen. Beteiligung bedeutet also nicht nur die *Teilnahme* an Forschungsprozessen (in forschender Funktion), sondern vor allem auch die *Teilhabe* an Entscheidungsprozessen, die das Studiendesign und das gemeinsame Vorgehen betreffen.

Die konkrete Ausgestaltung der Beteiligung der Partner/innen an den einzelnen Phasen des Forschungsprozesses kann unterschiedliche Formen annehmen und fluktuieren (von Unger 2012). Andrea Cornwall und Rachel Jewkes (1995, S. 1668) sprechen in dieser Hinsicht von der Möglichkeit eines *„zig-zag pathway with greater or less participation at different stages“*. Das Ausmaß und die genaue Gestalt der Beteiligung werden im Forschungsprozess also flexibel angepasst. Entscheidend ist allerdings, dass bereits zu Beginn, d. h. bei der Planung und Zielsetzung der Forschung, Praxis- oder Community-Partner/innen beteiligt sind, um sicher zu stellen, dass bei der Themenfindung nicht nur wissenschaftliche Interessen, sondern vor allem auch die Anliegen der Praktiker/innen und Lebenswelt-Expert/innen den Ausschlag geben.

Die *Bestimmung der Akteur/innen, die beteiligt werden bzw. sich beteiligen*, gestaltet sich in den Varianten der partizipativen Forschung auf unterschiedliche Weise (von Unger 2014, S. 35 f.). Grundsätzlich gilt, dass selten alle Personen, deren soziale Welt und sinnhaftes Handeln untersucht wird, aktiv in den Forschungsprozess einbezogen werden können. Üblicherweise werden *ausgewählte Vertreter/innen als Co-Forschende* mit Definitions- und Entscheidungsmacht beteiligt, während eine *größere Anzahl von Personen auf den Vorstufen der Partizipation* einbezogen (d. h. informiert, befragt/angehört oder beratend einbezogen) wird. Die Beziehung zwischen den Vertreter/innen und der größten Einheit (d. h. der Gruppe, Gemeinschaft, Lebens- oder Arbeitswelt) wird im Verlauf der forschenden Zusammenarbeit kontinuierlich reflektiert und be-

166
wusst gestaltet. Eine Herausforderung besteht beispielsweise darin, nicht nur solche Personen bzw. Gruppen zu beteiligen, die bereits engagiert und organisiert sind, sondern auch solche, die innerhalb der jeweiligen Gemeinschaft oder untersuchten Lebenswelt eine eher marginalisierte Position innehaben. Eine weitere Herausforderung besteht darin, den Beteiligungsprozess so offen zu gestalten, so dass neue Partner/innen auch zu einem späteren Zeitpunkt einbezogen werden können, wenn sich Schneeballeffekte entfaltet haben, Vertrauen aufgebaut wurde und die Zusammenarbeit eine klarere Form angenommen hat.

Die Beteiligung von nichtwissenschaftlichen Akteur/innen an partizipativer Forschung erfordert *aktive Ermöglichungsstrategien*, nicht nur, aber insbesondere, wenn es sich um marginalisierte Gruppen handelt. Strategien der Ermöglichung umfassen neben finanziellen Ressourcen und Aufwandsentschädigungen auch die Klärung und Bereitstellung von jeweils passenden Konditionen und Rahmenbedingungen der Zusammenarbeit sowie Prozesse der Schulung und Befähigung. Die Voraussetzungen für forschende Tätigkeiten und für eine gleichberechtigte Teilhabe an Projektentscheidungen sind jedoch nicht für alle Personengruppen in gleicher Weise gegeben – im Gegenteil, sie sind notwendigerweise *ungleich* verteilt, da vorgesehen ist, dass akademisch ausgebildete Wissenschaftler/innen mit marginalisierten gesellschaftlichen Gruppen zusammenarbeiten. Dies stellt die Krux der partizipativen Forschung und eine ihrer größten Herausforderungen dar: genau die gesellschaftlichen Bedingungen, die partizipative Forschung erforderlich machen (z. B. soziale Ungleichheit, Benachteiligung und Exklusion), sind dafür verantwortlich, dass denkbar schlechte Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Teilhabe der Projektpartner/-innen bestehen (vgl. Kelly/van Vlaenderen 1996). So können soziale, ökonomische und rechtliche Benachteiligungen, sehr junges oder sehr hohes Alter oder bestimmte körperlich-geistige Verfassungen (wie Krankheit oder Behinderung) die Teilhabechancen von bestimmten Gruppen einschränken und besondere Strategien der Ermöglichung erfordern (Nind 2011).

4 Befähigungs- und Ermächtigungsprozesse

Um eine Beteiligung an den Forschungsprozessen zu ermöglichen und forschungspraktisch umzusetzen, werden die Bedingungen der Zusammenarbeit von Beginn an möglichst gleichberechtigt ausgehandelt und Partner/innen zu Co-Forschenden geschult. *Co-Forschende* (im Englischen auch ‚*Co-Researcher*‘, ‚*Lay Researcher*‘ oder ‚*Peer Researcher*‘) sind Mitglieder der Gruppe, des institutionellen Settings oder der lebensweltlichen Gemeinschaft, die als Partner/innen beteiligt, geschult und begleitet werden, um Aufgaben der Studienplanung, Datenerhebung und Auswertung in ihren Settings oder Communities umzusetzen.

Diese Personen verfügen über lebensweltliches Wissen, sprachliche Kompe-

tenzen und soziale Kontakte, die ihnen als ‚*Insider*‘ und ‚*Gleichgestellte*‘ (‚*Peers*‘) einen besonderen Zugang zum Forschungsfeld und den darin verorteten Akteur/innen verschaffen (Roche et al. 2010, S. 3). Allerdings sei kritisch angemerkt, dass die Zuordnung eines ‚*Insider*‘- oder ‚*Outsider*‘-Status und die Frage der *Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft* (‚*Community Membership*‘) oder des *Gleichgestellt-Seins* (‚*Peer*‘) sich nicht in jedem Fall eindeutig beantworten lässt. Insider- und Outsider-Positionierungen sind situativ und mehrdimensional, und der mögliche Insider-Status von Co-Forschenden sollte weder essentialisiert, noch überhöht oder erkenntnistheoretisch romantisiert werden (Smyth 2005, S. 13). Zum Beispiel kann die Erfahrung der Migration aus ein- und demselben Herkunftsland nach Deutschland Grund für empfundene Gemeinsamkeiten und geteilte Identitäten geben, oder aber auch Anlass für scharfe Differenzierungen und Distanzierungen sein, je nachdem welche Bedeutung dieser Erfahrung in der Situation (und in der Verschränkung mit anderen Merkmalen wie Geschlecht, Alter, Religion, etc.) zukommt.

Außerdem bringt ein ‚*Insider*‘-Status in forschungspraktischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht grundsätzlich *sowohl Vor-, als auch Nachteile* mit sich (Davies 1997, Smyth 2005):

- Auf der einen Seite können die Identität/en, sozialen Kontakte, sprachlichen Kompetenzen, praktischen Erfahrungen und lebensweltlich-kulturellen Wissensbestände der Co-Forschenden Zugänge zum Forschungsfeld eröffnen und ein kontext- und kultursensibles Vorgehen und Verstehen ermöglichen.
- Auf der anderen Seite erzeugen ihre Vorannahmen, soziale Positionierungen und Beziehungen gleichzeitig auch Einschränkungen und blinde Flecken.

Vor diesem Hintergrund ist die Verschränkung der Perspektiven von Co-Forschenden und akademischen Wissenschaftler/innen mit ihren jeweiligen Insider- und Outsider-Positionierungen für den Erkenntnisgewinn zentral.

Partizipative Forschung basiert auf einer Grundhaltung, die sich durch eine *Wertschätzung der Wissensbestände und Kompetenzen von alltagsweltlichen Akteur/innen* auszeichnet. Zwar gilt dies auch für andere Formen der qualitativen Forschung, aber ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass die partizipative Forschung auch zu der *Weiterentwicklung* dieser Wissensbestände und Kompetenzen beitragen will. Schulungen, Trainings, Fort- und Weiterbildungen sind daher ein integraler Bestandteil der partizipativen Forschungs- und Entwicklungsprozesse. Die Lern- und Befähigungsprozesse vollziehen sich auf Seiten aller Beteiligten und finden nicht nur in den Schulungen statt, sondern vor allem in der iterativen Verknüpfung von Handeln und Reflexion sowie durch die Perspektivverschränkungen in der partizipativen Zusammenarbeit

und empirischen Forschung. In der englischsprachigen Diskussion beschreiben die Begriffe ‚Co-Learning‘, ‚Capacity-Building‘ und ‚Empowerment‘ die Prozesse, die in der partizipativen Forschung zu der individuellen und kollektiven (Selbst-)Befähigung und Ermächtigung der Beteiligten beitragen (sollen).

Eine Beteiligung ohne diese Formen des gemeinsamen Voneinander-Lernens, der Kompetenzentwicklung und (Selbst-)Ermächtigung läuft Gefahr, der Instrumentalisierung und Manipulation Vorschub zu leisten (Wallerstein 2006, S. 9). Der Begriff des ‚Empowerment‘, der ursprünglich aus der Gemeindepsychologie stammt, bezeichnet einen Prozess, infolgedessen Personen, Organisationen und Gemeinschaften mehr Kontrolle über ihr Leben erlangen (Rappaport 1981). Erst durch Prozesse des ‚Empowerment‘ können Beteiligungschancen so genutzt werden, dass sie langfristig zu mehr gesellschaftlicher Teilhabe führen (Wallerstein 2006, S. 19).

Nicht zu unterschätzen sind übrigens auch die Lernprozesse, die akademisch gebildete Wissenschaftler/innen durchlaufen müssen, um zu einer partizipativen Zusammenarbeit befähigt zu werden. Hier spielt oft die kritische Reflexion wissenschaftlicher Vorannahmen und Privilegien eine zentrale Rolle.

5 Doppelte Zielsetzung: Verstehen und Verändern

Partizipative Forschung zeichnet sich, wie eingangs erwähnt, durch eine doppelte Zielsetzung aus: soziale Wirklichkeit nicht nur zu verstehen, sondern auch zu verändern. Die Hervorbringung von Wissen, das Zusammenhänge deutend versteht, ist ein wesentlicher Bestandteil der partizipativen Forschung, aber nicht ihr einziges Ziel. Im Kern geht es darum, durch die Generierung neuer Perspektiven und Wissensbestände, bestehende Handlungsspielräume zu erweitern, Handlungsalternativen zu erschließen und gesellschaftliche Praxis zu verändern. Im Unterschied zu anderen Formen der akademischen Forschung ist also nicht nur vorgesehen, „*knowledge for understanding*“ zu generieren, sondern auch „*knowledge for action*“ (Cornwall/Jewkes 1995, S. 1667).

Alltagsweltliche Theorien und Wissensbestände der Akteur/innen werden expliziert und in Auseinandersetzung mit empirischen Daten weiterentwickelt und revidiert. Eine „gute Theorie“, die partizipativ entwickelt wurde, zeichnet sich nach Victor Friedman und Tim Rogers (2009, S. 35 ff.) dadurch aus, dass sie sensibel an die Deutungen der beteiligten Akteur/innen anschließt, aber gleichzeitig über diese hinausgeht und Aspekte einschließt, die für die Akteur/innen zuvor nicht erkennbar waren. Die gemeinsam entwickelte Theorie *transformiert* also die bisherigen Sichtweisen der Akteur/innen auf ihr Verhalten und ihre Umwelt. Verfahren zur Entwicklung einer ‚lokalen Theorie‘ legen den Fokus stärker auf die Explikation von implizitem Wissen und auf die Beschreibung vermuteter Wirkungswege, die anschließend überprüft werden (Wright/von Unger/Block

2010a). In beiden Fällen werden die impliziten Wissensbestände nicht einfach abgebildet und versprachlicht, sondern im Prozess der Explikation und in der Auseinandersetzung mit empirischem Material ko-konstruiert.

Dies geschieht mit der Zielsetzung, den Status Quo zu verändern, wobei die Reichweite der angestrebten Veränderungen variiert (Reason/Bradbury 2008, S. 7). Im Hinblick auf die Konzeptualisierung von Veränderung und Transformation stellt sich die Frage nach den akteurs- und handlungstheoretischen Grundlagen der partizipativen Forschung. Hilary Bradbury und Peter Reason (2001) verweisen in diesem Zusammenhang auf die struktur- und praxistheoretischen Überlegungen von Pierre Bourdieu und Anthony Giddens. Das von Giddens (1984/1988) formulierte Konzept der ‚Dualität von Struktur‘ beschreibt eine rekursive Wechselbeziehung zwischen gesellschaftlichen Strukturen und sozialen Akteur/innen. Soziale Wirklichkeit wird nicht als direkte, unabänderliche Folge zugrundeliegender Strukturen verstanden, sondern als ein Produkt, das durch den interpretierenden Umgang sozialer Akteur/innen mit den Strukturmustern kontinuierlich hervorgebracht wird und von diesen auch verändert werden kann. Bradbury und Reason (2001, S. 449) warnen jedoch vor einer naiven Vorstellung der unmittelbaren Veränderung der sozialen Welt durch partizipative Forschung. Handlungsmuster und gesellschaftliche Strukturen reproduzieren sich (unabhängig von den Intentionen einzelner Akteur/innen) in vielfältiger Art und Weise – auch die partizipative Forschung ist davon nicht ausgenommen.

Wenn soziale Akteur/innen allerdings einerseits von gesellschaftlichen Strukturen geprägt sind und diese bewusst oder unbewusst (re)produzieren (können), und andererseits gleichzeitig über einen gewissen Handlungsspielraum verfügen und gesellschaftliche Strukturen reflexiv (neu) hervorbringen können, folgt daraus, dass sie nicht nur in der Lage sind, ihre Sichtweisen und Bedürfnisse zu artikulieren, sondern auch Lösungsansätze zu entwickeln und in der praktischen Umsetzung der Maßnahmen als ‚*Change Agents*‘ eine entscheidende Rolle einzunehmen (Wang/Burris 1997, S. 375). Eine solche Perspektive eröffnet damit den Blick auch auf die Möglichkeiten, Veränderungsprozesse durch Erkenntnisprozesse und kollektives Handeln der Akteur/innen (insbesondere über längere Zeiträume) anzuregen. Im Folgenden wird nun genauer ausgeführt, wie sich Erkenntnisprozesse in der partizipativen Forschung vollziehen.

6 Interpretationen von Interpretationen

„Within an action research project, communities of inquiry and action evolve and address questions and issues that are significant for those who participate as co-researchers. Typically such communities engage in more or less systematic cycles of ac-

tion and reflection: in action phases co-researchers test practices and gather evidence; in reflection stages they make sense together and plan further actions" (Reason/Bradbury 2008, S. 1).

Die partizipative Zusammenarbeit beinhaltet eine *zyklische Abfolge von gemeinsamem Handeln (Aktion) und Auswerten (Reflexion)*.

Die *Aktionen* umfassen dabei zum einen Forschungshandlungen (d. h. Datenerhebungen in Form von Interviews, teilnehmender Beobachtung, Gruppengesprächen, Fokusgruppen, Weltcafés, Photovoice, Mapping-Verfahren und anderen Methoden) und zum anderen Interventionen im Forschungs- und Handlungsfeld, wie zum Beispiel Maßnahmen zur Stärkung von Gemeinschaften (Community Building, Community Development). Die Aktionen werden audio-visuell oder schriftlich dokumentiert und als empirische Daten ausgewertet. Dabei werden implizite Wissensbestände expliziert, gemeinsam interpretiert und transformiert. Durch die iterative Verknüpfung von Datenerhebung und Auswertung, von Aktion und Reflexion werden sukzessive ein neues, vertieftes Verständnis der Zusammenhänge erreicht und neue Handlungsansätze generiert.

Ein Charakteristikum von *Auswertungsverfahren* in der partizipativen Forschung liegt in der Beteiligung von Community- und Praxispartner/innen auch an dieser Phase des Forschungsprozesses. Grundsätzlich sind der Wahl der Auswertungsverfahren keine Grenzen gesetzt, sofern sie unter Beteiligung der Partner/innen durchgeführt werden können. Melanie Nind (2011) unterscheidet Ansätze der partizipativen Auswertung in formale und weniger formale, strukturierte und unstrukturierte, solche, bei denen die Co-Forschenden besonders geschult werden, und solche, bei denen das nicht der Fall ist, sowie explizite und implizite Ansätze. Sie plädiert dafür, Verfahren zu entwickeln, die dem jeweiligen Projektkontext und den Beteiligten angemessen sind. Auch wenn manche Gruppen in ihren Partizipationsmöglichkeiten eingeschränkt sind (wie Kinder oder Menschen mit Lernbehinderung), sollte das analytische Vermögen der Mitglieder dieser Gruppen nicht unterschätzt werden. Im Kern geht es in der partizipativen Forschung nicht darum, ein vorgegebenes, methodisches Verfahren lehrbuchmäßig umzusetzen, sondern darum, *Reflexion* zu ermöglichen – und zwar eine gemeinsame Reflexion der beteiligten Partner/innen, die durchaus unterschiedliche Perspektiven vertreten können. Im Idealfall verstehen sich die Partner/innen als Teil einer gemischten Forschungsgemeinschaft, in der *unterschiedliche Lesarten (‚Wahrheiten‘) von komplexen sozialen Wirklichkeiten* bestehen:

„If the research has been designed as participatory (...) there will already be a sense of a mixed community working with multiple truths that reflect complex, contextual social realities.“ (Nind 2011, S. 359)

Der *Reflexions- und Auswertungsprozess* ist ein *co-konstruktiver Prozess*, der nicht darauf abzielt, einzelne Stimmen (z. B. die Stimmen der beteiligten Community-Partner/innen) als besonders „authentisch“ darzustellen, oder ein Verfahren zu suchen, das eine „reine oder unbefleckte“ Analyse ermöglichen würde (Nind 2011, S. 359). Vielmehr handelt es sich bei den Auswertungsprozessen um kollektive Deutungsprozesse, um „Interpretationen von Interpretationen“ (Gregg et al. 2010, S. 150), die erkenntnistheoretisch auf der Annahme basieren, dass grundsätzlich verschiedene Deutungen möglich und Wissensbestände in ihrer jeweiligen Situiertheit keinen Anspruch auf objektive Wahrheit stellen können.

Im praktischen Vorgehen besteht die Aufgabe darin, herauszufinden, wie viel und vor allem wie Partizipation jeweils in der Analyse ermöglicht werden kann, wie also die beteiligten Wissenschaftler/innen, Community- und Praxispartner/innen zusammenarbeiten können (Nind 2011, S. 359). Werden etablierte Methoden der empirischen Sozialforschung benutzt, gelten zunächst die für sie entwickelten Verfahrensregeln. Bei der Gestaltung und *Adaption der Auswertungsmethoden im Kontext partizipativer Studien* sind allerdings verschiedene Aspekte zu berücksichtigen:

So müssen die Verfahren einer partizipativen Zusammenarbeit zuträglich, umsetzbar und nachvollziehbar sein. Es können begründete Abweichungen von akademischen Maximalforderungen an methodische Genauigkeit und Vollständigkeit vorgenommen werden. Dazu gehören zum Beispiel Entscheidungen für weniger aufwendige Dokumentationsverfahren (z. B. die Entscheidung, detaillierte Zusammenfassungen, Notizen und Protokolle zu verfassen, anstatt Gesprächsaufzeichnungen im Wortlaut aufwendig zu transkribieren). Auswertungsverfahren, die schwer nachvollziehbar sind und ein spezielles Fachwissen oder ein bestimmtes theoretisch-begriffliches Vorwissen voraussetzen, das nur mit einem unverhältnismäßig hohen Zeitaufwand vermittelt werden kann, sind weniger geeignet. Auch ein arbeitsteiliges Vorgehen ist in diesem Fall wenig zielführend, wenn das Vorgehen von den Partner/innen nicht nachvollzogen werden kann. Häufig wenden partizipative Analysen eher pragmatische Verfahren der Sichtung und Kategorisierung von Material an, wobei die entscheidenden Interpretationen grundsätzlich in kollektiven Reflexionsprozessen in Gruppengesprächen vorgenommen werden. Die zyklische Verschränkung von Aktions- und Reflexionsprozessen in der partizipativen Forschung wird auch als besonders kompatibel mit den Prinzipien und dem Vorgehen der Grounded Theory-Methodologie diskutiert (Dick 2007); wobei aufwendige Kodier- und Schreibprozesse teilweise von den akademischen Wissenschaftler/innen übernommen werden (López et al. 2005).

Grundsätzlich kann in partizipativ gestalteten Auswertungsprozessen arbeitsteilig vorgegangen werden – nicht alle beteiligten Partner/innen (ob Co-Forschende oder akademische Forscher/innen) müssen alle Schritte der Aufbereitung und Auswertung der Daten persönlich durchführen. Dabei ist allerdings

darauf zu achten, dass bei einem arbeitsteiligen Vorgehen die Verfahren transparent kommuniziert und verständlich erklärt werden, so dass sie für die gesamte Gruppe, das heißt für *alle* Partner/innen im partizipativen Projekt, nachvollziehbar sind. Außerdem sollten die von kleineren Arbeitsgruppen oder Einzelpersonen erarbeiteten Ergebnisse mit der Gruppe diskutiert und kommunikativ validiert werden. Es ist darauf zu achten, dass nicht nur die akademischen Partner/innen Auswertungsarbeiten übernehmen, sondern insbesondere auch die Co-Forscher/innen. Ein eher klassisch-qualitatives Vorgehen, in dem die akademischen Forscher/innen die Auswertung übernehmen und möglicherweise im Rahmen einer kommunikativen Validierung ihre Ergebnisse zur Diskussion stellen, läuft Gefahr, die Auswertung zu einseitig an ihrer Perspektive auszurichten (Nind 2011, S. 359). Um diese Gefahr zu vermeiden, schlägt Suzanne Jackson (2008) ein gruppenbasiertes partizipatives Auswertungsverfahren vor, mit dem Community- und Praxispartner/innen die Analyse weitgehend selbstständig durchführen können (von Unger 2014, S. 63 f.). Andere, stärker kooperativ ausgerichtete partizipative Auswertungsverfahren, beziehen die beteiligten Wissenschaftler/innen über eine anleitende, moderierende Rolle hinaus auch in deutender Funktion mit ein, da die Verschränkung der verschiedenen Perspektiven und Wissensbestände (lebensweltlich, professionell, wissenschaftlich) in den Reflexions-, Lern- und Auswertungsprozessen ein zentrales, transformatives Moment darstellt, mithilfe dessen neue Erkenntnisse hervorgebracht werden können. Die Bereitschaft, die eigene Perspektive infrage zu stellen und sich mit anderen Perspektiven auseinanderzusetzen, ist vor diesem Hintergrund eine Grundvoraussetzung der partizipativen Forschung, die für alle Beteiligten gilt.

7 Partizipative und qualitative Forschung

Angesichts der Diversität sowohl der Varianten der partizipativen Forschung als auch insgesamt der methodologischen Ansätze, die der qualitativen Forschung im interpretativen Paradigma zugeordnet werden können, kann man im Grunde weder von ‚der‘ partizipativen Forschung, noch von ‚der‘ qualitativen Forschung sprechen. Nichtsdestotrotz möchte ich versuchen, Ähnlichkeiten und Unterschiede zu skizzieren, die zwischen bestimmten Ansätzen bestehen. Damit soll nachvollziehbar werden, inwiefern partizipative Forschung der qualitativen Forschung im interpretativen Paradigma zugerechnet werden kann – allerdings nicht umfassend oder ausschließlich, denn die partizipative Forschung bleibt eine unkonventionelle Grenzgängerin, die sich rein wissenschaftlichen Standards und Gütekriterien verwehrt (und damit bestimmte methodologische Anforderungen der interpretativen Forschung vernachlässigt), die eine methodenplurale Strategie verfolgt (und damit auch Mixed-Method-Designs

und quantitative Methoden beinhalten kann), und sich durch ihre partnerschaftliche, normative und intendiert-intervenierende Ausrichtung von anderen akademischen (politisch enthaltsameren) Positionen deutlich unterscheidet. Während das Gros der akademischen qualitativen Forschung (im deutschsprachigen Raum) darauf abzielt, *Repräsentationen* der sozialen Wirklichkeit her vorzubringen, betont die partizipative Forschung stärker das *Handeln* in der sozialen Wirklichkeit.

Ähnlichkeiten zu verschiedenen Ansätzen der qualitativen Forschung bestehen beispielsweise im Hinblick auf *erkenntnistheoretische Annahmen und interpretative Zugänge zum Verständnis der sozialen Wirklichkeit*. Das methodologische Prinzip der Offenheit hat hier wie da eine hohe Relevanz, und damit zusammenhängend werden Verfahren entwickelt, die es den teilnehmenden Personen und Partner/innen ermöglichen, ihre Relevanzstrukturen möglichst frei zu entfalten.

Im Hinblick auf erkenntnistheoretische Annahmen hinsichtlich der Entwicklung der erkennenden Subjekte in den Erkenntnisprozess und die Notwendigkeit reflektierter Subjektivität besteht eine ausgesprochene Nähe zu solchen Varianten der qualitativen Forschung, wie beispielsweise die ‚*Reflexive Grounded Theory*‘ und andere, die diese als Erkenntnisfenster begreifen (Breuer/Muckel/Dieris 2018; Mruck/Roth/Breuer 2002; Kühner/Ploder/Langer 2016).

Eine große Nähe besteht auch zu der methodenpluralen Strategie der *ethnografischen Feldforschung* (Pfadenhauer; Meyer, beide in diesem Band). Allerdings gilt das Prinzip der Teilhabe im partizipativen Forschungsprozess in zweifacher Hinsicht: Zum einen nehmen die akademischen Forscher/innen (wie in der teilnehmenden Beobachtung der ethnografischen Feldforschung) über längere Zeiträume an den Prozessen und sozialen Bezügen des untersuchten Settings teil und dokumentieren und reflektieren ihre Erfahrungen. In der partizipativen Forschung wirken jedoch auch die ‚Teilnehmer/innen‘ explizit als Co-Forschende am Forschungsprozess mit und übernehmen bestimmte Forschungstätigkeiten relativ eigenverantwortlich. Während also auch die ethnografische Feldforschung bewusst keine neutrale Perspektive ‚von außen‘ einnimmt, sondern eine involvierte Perspektive ‚von innen‘ (die systematisch befremdet wird), ist das erkennende Subjekt, das forschungspraktisch tätig ist und Wissen generiert, jedoch in der Regel allein die/der Forschende, die/der sich nach Phasen der Kopräsenz immer wieder aus dem Forschungsfeld zurückzieht. Schlüsselpersonen haben beratende Funktion, sind jedoch i.d.R. nicht explizit als gleichberechtigte Co-Forscher/innen an Forschungs- und Auswertungsaufgaben beteiligt.

Mit der aktiven Teilhabe der Co-Forschenden an den verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses geht der Begriff der Partizipation in der partizipativen Forschung damit über Konzepte der Partizipation in anderen Formen der qualitativen Forschung hinaus. Zwar begreifen auch viele Ethnograf/innen ihre

Schlüsselpersonen dezidiert nicht als „passive Informant/innen“, sondern als aktive „Mitarbeiter/innen“ (Whyte 1996, S. 302) oder sogar als „Ko-Forschende“ (Greschke 2007, Abs. 37). Allerdings bleibt die Forschung das primäre Anliegen und Eigentum der Forschenden – z. B. William Foote Whyte (1996, S. 302): „so daß Doc im ganz buchstäblichen Sinne ein Mitarbeiter bei meinen (sic) Forschungen wurde“ – und wird nicht zum kollektiven Gemeinschaftseigentum.

Allerdings werden im angloamerikanischen Raum auch partizipative Ansätze der Ethnografie (*Collaborative Ethnography*) vertreten (Lassiter 2005; Rapaport 2008), die explizit eine partnerschaftliche Zusammenarbeit in allen Phasen des ethnografischen Forschungsprozesses anstreben. Ganz ähnlich verfolgt die *Activist Anthropology* (Hale 2007) eine politisch engagierte Kultur- und Sozialwissenschaft. Auch in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit und Ethnologie haben partizipative Verfahren eine lange Tradition (Schönhuth 2002).

Diese Ansätze stellen klare Schnittmengen zwischen ethnografisch-qualitativer und partizipativer Forschung dar. Erweitert man in diesem Sinne den Blick um internationale methodologische Debatten, so treten neue Ähnlichkeiten, Grenzziehungen, Grenzüberschreitungen hervor (Bethmann/Niermann 2015).

In der *angloamerikanischen methodologischen Diskussion* gehört die partizipative Forschung nicht nur zum Spektrum der qualitativen Forschung dazu, sondern sie verkörpert einige ihrer aktuellen Hauptanliegen. So beschreiben Norman Denzin und Yvonna Lincoln die Hinwendung zu „*social justice methodologies*“ (2011, S. ix) als die zeitgemäße und konsequente Weiterentwicklung qualitativer Methoden insgesamt:

„So at the beginning of the second decade of the 21st century, it is time to move forward. [...] A critical framework is central to this project. [...] It speaks for and with those who are on the margins. As a liberationist philosophy it is committed to examining the consequences of racism, poverty, and sexism on the lives of interacting individuals. [...] There is a pressing need to show how the practices of qualitative research can help change the world in positive ways. It is necessary to continue to engage the pedagogical, theoretical and practical promise of qualitative research as a form of radical democratic practice“ (Denzin/Lincoln 2011, S. ix-x).

In diesem Verständnis von qualitativer Forschung kommt der partizipativen Forschung also ein zentraler Stellenwert zu. Auch qualitative Soziolog/innen (Abraham/Purkayastha 2012) und Psycholog/innen (Gergen/Gergen 2008) im englischsprachigen Raum fordern eine politisch und gesellschaftlich engagierte Forschung, die die politisch-normative Enthaltsamkeit und Restriktionen der klassisch akademischen Forschung überwindet.

Im *deutschsprachigen Raum* werden die normative, intervenierende Ausrichtung und die Beteiligung von gesellschaftlichen Akteur/innen an allen Phasen des Forschungsprozesses (inklusive der Auswertung und Verwertung der Forschungsergebnisse) nach wie vor oft kritisch beäugt. Bereits in den 1970er und 1980er Jahre wurden entsprechende Einwände gegen die Aktionsforschung vorgebracht: Das Primat der diskursiven Verständigung der am Forschungsprozess Beteiligten erlaube „keine eigenständige, vom Alltagswissen der handelnden Individuen sich strukturell unterscheidende theoretische Orientierung von Forschung“ (Nagel 1983, S. 285). Damit werde gesellschaftliche Praxis auf unmittelbares soziales Handeln verkürzt und gesellschaftliche Wirklichkeit gehe in den Wahrnehmungen und Deutungen der interagierenden Individuen auf. Dieser Einwand kann durch den Hinweis auf die oben erläuterte Perspektiv-Verschränkung und die zentrale Rolle von Lern-, Befähigungs- und Transformationsprozessen in der partizipativen Forschung entkräftet werden. Es geht nicht darum, deskriptiv wiederzugeben, wie gesellschaftliche Akteur/innen die Wirklichkeit in ihrer Alltagswelt wahrnehmen, sondern darum, an diese Perspektiven anzuknüpfen und sie in partizipativen Prozessen gemeinsam zu hinterfragen, zu erweitern und zu vertiefen. So beschreibt Victor Friedman (2001) das Ziel der *Action Science*, implizite Theorien zu explizieren, um sie zu verändern:

„Action science assumes that human beings are theory-builders who mentally ‚construct‘ theories of reality, which they continually test through action (...). The difference between researchers and practitioners is that the former are ‚explicit‘ theoreticians whereas the latter are ‚tacit‘ theoreticians. The objective of action science is to make these tacit theories explicit so that they can be critically examined and changed“ (Friedman 2001, S. 161).

Ein weiterer Kritikpunkt, der gegen die partizipative Forschung vorgebracht wurde und wird, betrifft Probleme in der praktischen Umsetzung des Ansatzes. Im Gegensatz zu manchen Formen der Handlungsforschung der 1970er Jahre verstehen sich aktuelle Ansätze der partizipativen Forschung heute eindeutiger als Forschung und explizieren ihr Vorgehen auch im Hinblick auf Ansprüche an die Gestaltung der Zusammenarbeit der Partner/innen und den Stellenwert kritischer Selbstreflexivität (von Unger 2014, S. 85 ff.). Es treten auch heute noch Probleme und Herausforderungen in der Umsetzung auf, aber das praktische ‚Wie‘ der partizipativen Forschung, insbesondere das empirische Vorgehen, ist klarer formuliert als in den 1970er-Jahren und mit vielfältigen Beispielen belegt, in denen auch problematische Erfahrungen des Scheiterns selbstreflexiv und gewinnbringend aufgearbeitet werden (Wallerstein 1999, Flicker et al. 2007). Auch für den deutschen Sprachraum wird festgestellt, dass die heutige partizipative Forschung (hier in Bezug auf die schulische Praxisfor-

schung) „in den Ambitionen begrenzter, in den Methoden besser begründet und im wissenschaftlichen Anspruch auch außerhalb des eigenen Reviers anerkannt“ sei (Terhart/Tillmann 2007, S. 142). Eine differenzierte Aufarbeitung der vergleichsweise kurzen Blüte der Aktions- und Handlungsforschung im deutschsprachigen Raum in den 1970er Jahren findet sich bei Altrichter und Gstettner (1993).

8 Schlussbemerkung: Stärken und Limitationen

Wie jeder methodische Ansatz hat auch die partizipative Forschung Stärken und Schwächen. Die *Stärken* umfassen zum einen forschungsethische Aspekte (Brydon-Miller 2008; von Unger 2014, S. 85 f.) und zum anderen einen Erkenntniszugewinn durch die beschriebene Perspektiv-Verschränkung und die Verkopplung von Aktion und Reflexion. Forschungspraktisch bestehen aus wissenschaftlicher Perspektive Vorteile darin, dass es im Rahmen einer partizipativen Zusammenarbeit möglich ist, einen Zugang zu Gruppen, Lebens- und Erfahrungswelten zu bekommen, die für andere Formen der Forschung schwer erreichbar sind.

Die Qualität der Daten wird erhöht, weil Co-Forscher/innen ihre sozialen Kontakte, ihr sprachliches und lebensweltliches Wissen und ihre Fähigkeiten bei der Konzeption der Studie, der Datenerhebung und der Interpretation der Daten einfließen lassen: Auf diese Weise können Daten kontext- und kultursensibel erhoben und aus verschiedenen Perspektiven gedeutet werden (Minkler 2005, S. ii5 ff.). Die Unterbrechung und Durchkreuzung der in der akademischen Forschung üblichen Konstruktion von Teilnehmenden als ‚Anderer‘ stellt insbesondere in der Forschung mit marginalisierten Gruppen eine entscheidende Bereicherung dar (Fine 1994).

Da die partizipative Forschung in ihrem Vorgehen berücksichtigt, dass alle beteiligten Partner/innen von der Zusammenarbeit profitieren, ist diese Form der Zusammenarbeit auch für Praxis- und Community-Partner/innen interessant, für die das Wissen, das gemeinsam generiert wird, direkte, praktische Effekte in ihren Lebens- und Arbeitssituationen entfalten kann. Das kann auch aus wissenschaftlicher Perspektive als Vorteil gedeutet werden: Die Forschung hat über die Grenzen des Wissenschaftssystems hinaus Relevanz, indem sie eine sozial-gesellschaftliche Praxiswirkung entfaltet und die Dissemination und Verwertung von Projektergebnissen bereits in den Forschungsprozess integriert.

Auch die *Limitationen* der partizipativen Forschung werden in der partizipativen Literatur vielfältig besprochen. Zum Beispiel wird darauf hingewiesen, dass partizipative Forschung voraussetzungsvoll und zeitaufwendig ist und in der Umsetzung i.d.R. große Herausforderungen beinhaltet – sowohl im Hin-

blick auf die Gestaltung einer gleichberechtigten Zusammenarbeit der Partner/innen, als auch im Hinblick auf Ressourcen und Zeit, die notwendig sind, um Partnerschaften und Kompetenzen zu entwickeln und Vertrauen und Verständigung zu ermöglichen, um gemeinsam zu forschen und zu handeln (Flicker et al. 2007; Israel et al. 2003; Minkler 2005).

Auch in methodischer und forschungspraktischer Hinsicht kann es neben dem oben beschriebenen Zugewinn Einschränkungen geben. Durch die Wahl der Partner/innen, die jeweils spezifisch im Feld verortet sind, werden Weichenstellungen vorgenommen, die den weiteren Projektverlauf entscheidend beeinflussen (von Unger 2012). Bestimmte Zugänge werden eröffnet und andere verschlossen. Es werden Einblicke in die Lebenswelten und Deutungen der Akteur/innen eröffnet, die nur auf diese Weise möglich sind, aber es entstehen auch blinde Flecken. Auch hinsichtlich der Methodenwahl und -entwicklung zeigt sich einerseits ein besonders kreatives Entwicklungspotential, andererseits gibt es Einschränkungen, und nicht alle akademischen Verfahren der empirischen Sozialforschung sind gleich gut geeignet. Insbesondere Verfahren, die technisches und/oder theoretisches Spezialwissen voraussetzen, einen hohen Schulungsaufwand benötigen, schwer nachvollziehbar und besonders aufwendig sind, eignen sich weniger gut für eine partizipative Zusammenarbeit.

Eine weitere Grenze für die teilnehmenden Wissenschaftler/innen kann in einer eingeschränkten Möglichkeit zur disziplinären Theoriebildung bestehen. Theoriebildung hat in der partizipativen Forschung grundsätzlich einen anderen Stellenwert (Dick et al. 2009, Friedman/Rogers 2009):

Zum einen wird der Begriff der Theorie stärker auf Alltagstheorien bezogen, die in der partizipativen Zusammenarbeit expliziert und transformiert werden. Angesichts der oben ausgeführten doppelten Zielsetzung ist das anvisierte Verstehen insbesondere auf die Erweiterung von Handlungsoptionen und eine Beeinflussung der gesellschaftlichen Praxis ausgerichtet. Der Weiter-/Entwicklung akademischer Theorietraditionen kommt in den meisten Ansätzen der partizipativen Forschung – mit Ausnahme von ‚Action Science‘ – nicht die gleiche Priorität wie in klassisch akademischen Forschungsansätzen zu.

Zum anderen müssen verschiedene Diskurse und Anwendungsfelder ‚bedient‘ werden: Anschlüsse an disziplinäre Theorien werden hauptsächlich von der Wissenschaft eingefordert und diese ist nicht der einzige Hauptadressat, sondern beispielsweise die jeweilige professionelle Praxis, die Politik und/oder die Community (von Unger 2012, Abs. 56). Indem sich Forschende auf das soziale Feld einlassen, sind sie den dort waltenden Zwängen ausgesetzt. So fehlt oft für abstrahierende Theoriediskussionen die Zeit, wenn praktische Entscheidungen getroffen und Handlungen vorgenommen werden müssen. Weiterhin kann das Interesse bei den Praxis- und Community-Partner/innen, sich auf akademische Theoriediskussionen einzulassen, eingeschränkt sein, insbesondere wenn die Anschlüsse an wissenschaftliche Theorien durch einen ausgren-

zenden akademischen Sprachgebrauch erschwert werden. Ein weiteres Hemmnis kann darin bestehen, dass vor dem Hintergrund einer wissenschaftskritischen Haltung, Anschlüsse an bestehende wissenschaftliche und theoretische Diskurse (die nicht partizipativ entwickelt wurden) als unpassend abgelehnt und nicht oder nur eingeschränkt vorgenommen werden. In dieser Hinsicht sind der gemeinsamen Theoriebildung von Wissenschaftler/innen und Praktiker/innen nach dem akademischen Verständnis Grenzen gesetzt.

In der Erwägung der Vor- und Nachteile der partizipativen Forschung sei hier noch einmal kurz zusammengefasst, bei welchen Vorhaben eine partizipative Forschungsstrategie angezeigt ist:

Insbesondere im Hinblick auf anwendungsorientierte Vorhaben, die einen praktischen Nutzen hervorbringen sollen, überwiegen die Vorteile eines partizipativen Designs. Dies trifft vor allem auf Forschungsfelder zu, in denen ein dringender Handlungsbedarf besteht und ethische Gründe dafürsprechen, eine Forschungsstrategie zu wählen, bei dem auch die Beteiligten von der Forschungszusammenarbeit profitieren. Das gleiche gilt für Forschungsfelder, in denen konventionellere Formen der akademischen Forschung an ihre Grenzen stoßen und bestimmte Gruppen als ‚schwer erreichbar‘ gelten. Partizipative Forschung macht deutlich, dass keine Gruppe per se ‚schwer erreichbar‘ ist, sondern dass die Erreichbarkeit eine Frage der Perspektive, der sozialen Nähe und der Bereitschaft ist, sich auf die Anliegen der Gruppen und eine partnerschaftliche Zusammenarbeit einzulassen.

Partizipative Zugänge sollten von Wissenschaftler/innen allerdings nicht aus rein forschungspraktisch-strategischen Gründen gewählt werden, ohne die emanzipatorischen Prämissen zu beachten und die Partner/innen gleichberechtigt an der Zielsetzung zu beteiligen. Dies käme einer Form der Manipulation und Scheinpartizipation gleich, die dem Grundanliegen der partizipativen Forschung zuwiderläuft. Auf Seiten der Wissenschaftler/innen muss also eine gewisse Flexibilität in der Themen- und Zielsetzung gegeben sein. Außerdem ist zu beachten, dass der Aufbau von gleichberechtigten Partnerschaften Zeit benötigt und vorbereitet werden muss. Bestehen noch keine Partnerschaften zu Akteur/innen im Feld, sind Wissenschaftler/innen gut beraten, zunächst einmal Kenntnisse, Vertrauen und Beziehungen zum Feld aufzubauen, in dem sie partizipative Komponenten in ihre Forschungspraxis einbauen, z. B. in Form der Beratung durch einen Projektbeirat, oder durch die Anwendung klassischer qualitativer Verfahren, die einen verstehenden Zugang zu den Anliegen und Perspektiven der Teilnehmenden ermöglichen und einen ersten Schritt hin zu einer stärker partizipativen Zusammenarbeit darstellen können.

Literatur

- Abraham, M./Purkayastha, B. (2012): Making a difference: Linking research and action in practice, pedagogy, and policy for social justice: Introduction. In: *Current Sociology* 60, H. 2, S. 123–141.
- Altrichter, H./Gstettner, P. (1993): Aktionsforschung – ein abgeschlossenes Kapitel in der Geschichte der deutschen Sozialwissenschaft? In: *Sozialwissenschaftliche Literatur-Rundschau* 16, H. 26, S. 67–83.
- Altrichter, H./Posch, P. (2010): Reflective development and developmental research: Is there a future for action research as a research strategy in German speaking countries? In: *Educational Action Research* 18, H. 1, S. 57–71.
- Argyris, C./Putnam, R./Smith, D. M. (1985): *Action science: Concepts, methods, and skills for research and intervention*. San Francisco CA: Jossey-Bass.
- Bargal, D. (2006): Personal and intellectual influences leading to Lewin's paradigm of action research: Towards the 60th anniversary of Lewin's 'Action research and minority problems' (1946). In: *Action Research* 4, H. 4, S. 367–388.
- Bergmann, M./Jahn, T. (2008): Intendierte Lerneffekte: Formative Evaluation inter- und transdisziplinärer Forschung. In: *Matthies, H./Simon, D. (Hrsg.) (2008): Wissenschaft unter Beobachtung*, Wiesbaden: VS, S. 222–247.
- Bergold, J./Thomas, S. (2012): Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 13, H. 1, Art. 30. nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1201302 (Abruf 30.10.2017).
- Bethmann, S./Niermann, D. (2015): Crossing Boundaries in Qualitative Research – Entwurf einer empirischen Reflexivität der qualitativen Sozialforschung in Deutschland und den USA. *Forum Qualitative Sozialforschung* 16, H. 2, Art. 19. nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1502191 (Abruf 31.5.2016).
- Bradbury, H./Reason P. (2001): Conclusion: Broadening the Bandwidth of Validity: Issues and Choice-points for Improving the Quality of Action Research. In: *Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2001): Handbook of Action Research*. London u. a.: Sage, S. 447–455.
- Breuer, F./Muckel, P./Dieris, B. (2018): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*, 3. überarb. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brydon-Miller, M. (2008): Ethics and Action Research: Deepening our Commitment to Principles of Social Justice and Redefining Systems of Democratic Practice. In: *Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2008): The Sage Handbook of Action Research*, 2. Auflage, Los Angeles CA u. a.: Sage, S. 199–210.
- Brydon-Miller, M./Kral, M./Maguire, P./Noffke, S./Sabhiok, A. (2011): Jazz and the Banyan Tree: Roots and Riffs on Participatory Action Research. In: *Denzin, N. K./Lincoln, Y. S. (Hrsg.) (2011): The SAGE Handbook of Qualitative Research*, 4. Auflage, Thousand Oaks u. a.: Sage, S. 387–400.
- Buchner, T./Koenig, O./Schuppener, S. (Hrsg.) (2016): *Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Chung, K./Lounsbury, D.W. (2006): The role of power, process, and relationships in participatory research for statewide HIV/AIDS programming. In: *Social Science & Medicine* 63, H. 8, S. 2129–2140.
- Cornwall, A./Jewkes, R. (1995): What is participatory research? In: *Social Science & Medicine* 41, H. 12, S. 1667–1676.
- Davies, L. (1997) Interviews and the study of school management: An international perspective. In: *Crossley, M./Vulliamy, G. (Hrsg.) (1997): Qualitative educational research in developing countries*. New York: Garland Pub., S. 133–159.
- Denzin, N. K./Lincoln, Y. S. (2011): Preface. In: *Denzin, N. K./Lincoln, Y. S. (Hrsg.) (2011) The Sage handbook of qualitative research*, 4. Auflage, Thousand Oaks CA Sage, S. ix–xvi.
- Dick, B. (2007): What Can Grounded Theorists and Action Researchers Learn from Each Other? In: *Bryant, A./Charmaz, K./Clarke, E. A./Covan, E. K./Creswell, J. W./Dey, I. (Hrsg.) (2007): The Sage handbook of grounded theory*. Thousand Oaks CA: Sage, S. 398–416.

- Dick, B. (2011): Action research literature 2008–2010: Themes and trends. In: *Action Research* 9, 2, S. 122–143.
- Dick, B./Stringer, E./Huxham, C. (2009): Theory in action research. In: *Action Research* 7, H. 1, S. 5–12.
- Dressel, G./Berger, W./Heimerl, K./Winiwarter, V. (Hrsg.) (2014): *Interdisziplinär und transdisziplinär forschen: Praktiken und Methoden*. Bielefeld: Transcript.
- Fals Borda, O. (2001): Participatory (Action) Research in Social Theory: Origins and Challenges. In: Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2001): *Handbook of Action Research*. London u. a.: Sage, S. 27–37.
- Fine, M. (1994): Working the hyphens: Reinventing self and other in qualitative research. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (1994): *Handbook of qualitative research*. Thousand Oaks CA: Sage, S. 70–82.
- Fine, M./Torre, M.E. (2008): Theorizing Audience, Products and Provocation. In: Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2008): *The Sage Handbook of Action Research*. 2. Auflage. Los Angeles CA u. a.: Sage, S. 407–419.
- Flicker, S./Savan, B./McGrath, M./Kolenda, B./Mildenberger, M. (2007): 'If you could change one thing...' What community-based researchers wish they could have done differently. In: *Community Development Journal* 43, H. 2, S. 239–253.
- Friedmann, V. J. (2001): Action Science: Creating Communities of Inquiry in Communities of Practice. In: Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2001): *Handbook of Action Research*. London u. a.: Sage, S. 159–170.
- Friedmann, V. J./Rogers, T. (2009): There is nothing so theoretical as good action research. In: *Action Research* 7, H. 1, S. 31–47.
- Gergen, K. J./Gergen, M. M. (2008): Social Construction and Research as Action. In: Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2008): *The Sage Handbook of Action Research*. 2. Auflage. Los Angeles CA u. a.: Sage, S. 161–171.
- GEWISS (2016). *Grünbuch für eine Citizen Science Strategie 2020 für Deutschland*. www.buergerschaffewissen.de (Abruf 31.5.2016).
- Giddens, A. (1984/1988): *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt am Main u. a.: Campus.
- Gregg, J./Centurion, L./Maldonado, J./Aguillon, R./Celaya-Alston, R./Farquhar, S. (2010): Interpretations of Interpretations: Combining Community-Based Participatory Research and Interpretive Inquiry to Improve Health. In: *Progress in Community Health Partnerships: Research, Education, and Action* 4, H. 2, S. 149–154.
- Greschke, H. M. (2007): Bin ich drin? – Methodologische Reflektionen zur ethnografischen Forschung in einem plurilokalen, computervermittelten Feld. *Forum Qualitative Sozialforschung* 8, H. 3, Art. 32. nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0703321 (Abruf 28.6.2016).
- Hale, C. R. (2007): In Praise of "Reckless Minds": Making a Case for Activist Anthropology. In: Field, L. W./Fox, R. (Hrsg.) (2007): *Anthropology Put to Work*. Oxford: Berg, S. 103–127.
- Israel, B. A./Schultz, A. J./Parker, E. E./Adam, B. B./Allen, A. J./Guzman, R. (2003): Critical Issues in Developing and Following Community Based Participatory Research Principles. In: Minkler, M./Wallerstein, N. (Hrsg.) (2003): *Community Based Participatory Research for Health*. San Francisco CA: Jossey-Bass, S. 53–76.
- Jackson, S. F. (2008): A Participatory Group Process to Analyze Qualitative Data. In: *Progress in Community Health Partnerships: Research, Education, and Action* 2, H. 2, S. 161–170.
- Kelly, K. J./van Vlaenderen, H. (1996): Dynamics of participation in a community health project. In: *Social Science and Medicine*, 42, H. 9, S. 1235–1246.
- Kuehner, A./Ploder, A./Langer P. (2016): Introduction to the Special Issue: European Contributions to Strong Reflexivity. In: *Qualitative Inquiry* 22, H. 9, S. 699–704.
- Langer, P. (2009): Ein Beitrag zur partizipativen Forschung. In: *Beschädigte Identität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55–84.
- Lassiter, L. E. (2005): Collaborative Ethnography and Public Anthropology. In: *Current Anthropology* 46, H. 1, S. 83–106.
- Lewin, K. (1946): Action research and minority problems. In: Lewin, K./Lewin, G. W. (Hrsg.) (1946): *Resolving social conflicts*. New York NY: Harper & Brothers, S. 201–216.
- López, E. D. S./Eng, E./Randall-David, E./Robinson, N. (2005): Quality-of-life concerns of African American breast cancer survivors within rural North Carolina: blending the techniques of photovoice and grounded theory. In: *Qualitative Health Research* 15, H. 1, S. 99–115.
- Minkler, M./Wallerstein, N. (2003): Introduction to Community Based Participatory Research. In: Minkler, M./Wallerstein, N. (Hrsg.) (2003): *Community Based Participatory Research for Health*. San Francisco CA: Jossey-Bass, S. 3–26.
- Minkler, M. (2005): Community-Based Research Partnerships: Challenges and Opportunities. In: *Journal of Urban Health: Bulletin of the New York Academy of Medicine* 82, H. 2, Supplement 2, S. ii3–ii12.
- Mruck, K./Roth, W./Breuer, F. (Hrsg.) (2002): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess I. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 3, H. 3, Art. 9. nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020393. (Abruf 30.10.2017).
- Nagel, A. (1983): *Aktionsforschung, Gesellschaftsstrukturen und soziale Wirklichkeit: Zum Problem der Vermittlung von Theorie und Praxis im sozialwissenschaftlichen Forschungsprozess*. Frankfurt am Main u. a.: Lang.
- Nind, M. (2011): Participatory data analysis: a step too far? In: *Qualitative Research* 11, H. 4, S. 349–363.
- Oliver, M. (1997): Emancipatory Research: Realistic goal or impossible dream? In: Barnes, C./Mercer, G. (Hrsg.) (1997): *Doing Disability Research*. Leeds: The Disability Press, S. 15–31.
- Rappaport, J. (1981): In praise of paradox: A social policy of empowerment over prevention. In: *American Journal of Community Psychology* 9, S. 1–25.
- Rappaport, J. (2008): Beyond Participant Observations: Collaborative Ethnography as Theoretical Innovation. In: *Collaborative Anthropologies* 1, S. 1–31.
- Reason, P./Bradbury, H. (2008): Introduction. In: Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2008): *The Sage Handbook of Action Research*. 2. Auflage. Los Angeles CA u. a.: Sage, S. 1–10.
- Reason, P./Bradbury, H. (2001): Introduction: Inquiry and Participation in Search of a World Worthy of Human Aspiration. In: Reason, P./Bradbury, H. (Hrsg.) (2001): *Handbook of Action Research*. London u. a.: Sage, S. 1–14.
- Roche, B./Guta, A./Flicker, S. (2010): Peer research in action I: Models of practice. www.wellesleyinstitute.com/publication/peer-research-in-action (Abruf 28.6.2016).
- Schönhuth, M. (2002): *Entwicklung, Partizipation und Ethnologie. Implikationen der Begegnung von ethnologischen und partizipativen Forschungsansätzen*. Habilitationsschrift, Universität Trier. ubt.opus.hbz-nrw.de/volltexte/2005/300/ (Abruf 29.6.2016).
- Smyth, M. (2005): Insider-outsider issues in researching violent and divided societies. In: Porter, E. J./Robinson, G./Smyth, M./Schnabel, A./Osaghae, E. (Hrsg.) (2005): *Researching conflict in Africa*. Tokyo u. a.: United Nations University Press, S. 9–23.
- Terhart, E./Tillmann, K. (2007): *Schulentwicklung und Lehrerbildung: Das Lehrer-Forscher-Modell der Laborschule auf dem Prüfstand*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Thesen, J./Kuzel, A. J. (1999): Participatory Inquiry. In: Crabtree, B. F./Miller, W. L. (Hrsg.) (1999): *Doing qualitative research*. Thousand Oaks CA u. a.: Sage, S. 269–292.
- Unger, H. von (2012): Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran?. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 13, H. 1, Art. 7. nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs120176 (Abruf 30.10.2017).
- Unger, H. von (2014): *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wallerstein, N. (1999): Power between evaluator and community: research relationships within New Mexico's healthier communities. In: *Social Science & Medicine* 49, H. 1, S. 39–53.
- Wallerstein, N. (2006): What is the evidence on effectiveness of empowerment to improve health? WHO Regional Office for Europe's Health Evidence Network (HEN), Copenhagen. www.euro.who.int/__data/assets/pdf_file/0010/74656/E88086.pdf (Abruf 29.6.2016).
- Wang, C./Burriss, M. A. (1997): Photovoice: Concept, Methodology, and Use for Participatory Needs Assessment. In: *Health Education & Behavior* 24, H. 3, S. 369–387.

- Whyte, W. F. (1996): Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels. Berlin: Walter de Gruyter [engl. Original: 1943].
- Wright, M. T./Gardner, B./Roche, B./von Unger, H./Ainlay, C. (2010): Building an International Collaboration on Participatory Health Research. In: Progress in Community Health Partnerships 4 (1), S. 31–36.
- Wright, M.T./von Unger, H./Block, M. (2010a): Lokales Wissen, lokale Theorie und lokale Evidenz für die Gesundheitsförderung und Prävention. In: Wright, M.T. (Hrsg.) (2010): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 53–74.
- Wright, M. T./von Unger, H./Block, M. (2010b): Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In: Wright, M.T. (Hrsg.) (2010): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 35–52.

1.6

Gütekriterien

Uwe Flick

1 Einleitung

Gütekriterien sind ein zentrales Thema für die Sozialforschung insgesamt. Intern wird damit die Erkenntnisleistung bestimmter Teildisziplinen bzw. -bereiche bewertet. Extern dienen sie der Legitimation von Erkenntnissen und Vorgehensweisen. Wenn bspw. die Vorhersagen der Wahlforschung nicht den dann zustande gekommenen Wahlergebnissen entsprechen, wird relativ schnell die Frage nach der Güte der Instrumente, der Erhebung, der Auswahl der Teilnehmenden und der Interpretation der erzielten Antworten aufgeworfen. In Kontexten wie der Wahlforschung, bzw. allgemeiner quantitativ-standardisierter Forschung, geht es in der Regel um die Produktion von eindeutigen Ergebnissen ('Fakten'), Interpretation von Daten und Antworten ist dabei eher Mittel zum Zweck der Absicherung von Ergebnissen als eindeutig und klar. In der qualitativen Forschung spielt die Interpretation dagegen eine wesentlich stärkere Rolle. Daten beziehen sich häufig auf die Interpretationen der Teilnehmenden an einer Studie – bspw. in Bezug auf ihre Lebensgeschichte bzw. -umstände. Die Analyse der Daten bezieht sich auf die Interpretation von Aussagen (bei Interviews), Feldnotizen (bei Ethnographie und Beobachtungen) oder Dokumenten. Die Gewichtung der Interpretativität von Forschung ist dabei innerhalb der qualitativen Forschung unterschiedlich. Sind mit der Unterscheidung von qualitativer und interpretativer Sozialforschung unvereinbar unterschiedliche Verständnisweisen von Forschung verbunden – wie etwa Rosenthal (2015) und Hitzler (2016) wieder verstärkt postulieren? Oder sind es unterschiedliche Varianten des Forschens, die je nach Fragestellung und zu erreichender Audience (Adressaten, Abnehmer, Öffentlichkeiten) angemessener (oder auch nicht) erscheinen? Im Zusammenhang mit der Weiterentwicklung der qualitativen Forschung lässt sich auch die Hoffnung äußern, dass sich im Rahmen der Konsolidierung qualitativer Forschung solche monokulturellen Streitereien überholt haben (Flick 2014a; Flick 2015a). Im Folgenden wird qualitative Forschung als der generische (Über-)Begriff verwendet, der Ansätze interpretativer Forschung als Teilmenge einschließt. Von interpretativer Forschung wird dort gesprochen, wo sich die Diskussion explizit auf diese Form

Leila Akremi | Nina Baur | Hubert Knoblauch | Boris Traue (Hrsg.)
Handbuch Interpretativ forschen

Leila Akremi | Nina Baur |
Hubert Knoblauch | Boris Traue (Hrsg.)

Handbuch Interpretativ forschen



BELTZ JUVENTA

Handbuch interpretativ forschen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3126-3 Print
ISBN 978-3-7799-4359-4 E-Book (PDF)

1. Auflage 2018

© 2018 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Was heißt „Interpretativ forschen“?	9
Hubert Knoblauch, Nina Baur, Boris Traue und Leila Akremi	
1 Theorie und Empirie der Interpretativität in der qualitativen Sozialforschung	
1.1 Geschichte der qualitativen und interpretativen Forschung	
Andrea Ploder	38
1.2 Interpretieren in Interpretationsgruppen	
Jo Reichertz	72
1.3 Sekundäranalyse	
Irena Medjedović	108
1.4 Was sind wissenschaftliche Eigenleistungen – während des Forschungsprozesses und nach der Publikation der Ergebnisse?	
Eva Barlösius, Friederike Knoke und Michaela Pook-Kolb	133
1.5 Partizipative Forschung	
Hella von Unger	161
1.6 Gütekriterien	
Uwe Flick	183
1.7 Methodologisch kontrolliertes Verstehen als Kernstrategie der qualitativen Forschung	
Gesa Lindemann, Jonas Barth und Susanne Tübel	203
1.8 Von der reflexiven Methodologie zur empirischen Wissenschaftstheorie	
Hubert Knoblauch	226
2 Theorie und Empirie der Interpretativität in der quantitativen Sozialforschung	
2.1 Qualitativ – quantitativ – interpretativ: Zum Verhältnis methodologischer Paradigmen in der empirischen Sozialforschung	
Nina Baur, Hubert Knoblauch, Leila Akremi und Boris Traue	246
2.2 Datenerhebung in der quantitativen Forschung	
Udo Kelle	285
2.3 Kausalität und Interpretativität	
Nina Baur	306

2.4	Interpretativität quantitativer Auswertung	
	Leila Akremi	361
2.5	Interpretativität und schließende Statistik	
	Markus Ziegler	409
3	Analyse kultureller und struktureller Ordnungen	
3.1	Objektive Hermeneutik	
	Kai-Olaf Maiwald	442
3.2	Dokumentarische Methode	
	Heike Kanter	479
3.3	Qualitative Inhaltsanalyse	
	Udo Kuckartz	506
3.4	Neue Synthesen von Handlungs- und Strukturanalyse	
	Rainer Diaz-Bone	535
4	Rekonstruktion von Handlungsprozessen und -produkten	
4.1	Lebensweltliche Ethnographie	
	Michaela Pfadenhauer	562
4.2	Praxisethnografie	
	Christian Meyer	580
4.3	Fokussierte Ethnographie	
	Bernd Rebstein und Bernt Schnettler	612
4.4	Videographie	
	René Tuma und Hubert Knoblauch	636
4.5	Hermeneutische Wissenssoziologie (sozialwissenschaftliche Hermeneutik)	
	Regine Herbrich	659
4.6	Situationsanalyse	
	Jörg Strübing	681
5	Analyse der Medialität und Materialität von Gesellschaften	
5.1	Visuelle Diskursanalyse	
	Boris Traue und Mathias Blanc	708
5.2	Film- und Fernsehanalyse	
	Angela Keppler und Anja Peltzer	741
5.3	Artefaktanalyse	
	Manfred Lueger und Ulrike Froschauer	775

5.4	Big Data	
	Ramón Reichert	802
6	Methoden zur Erfassung langfristigen sozialen Wandels	
6.1	Biographieforschung und Narrationsanalyse	
	Gabriele Rosenthal und Arne Worm	828
6.2	Subjektivierungsanalyse	
	Lisa Pfahl, Lena Schürmann und Boris Traue	858
6.3	Wissenssoziologische Diskursanalyse	
	Reiner Keller und Saša Bosančić	886
6.4	Fallstudie	
	Linda Hering	917
	Die Autorinnen und Autoren	952